

LAURELL K. HAMILTON

Schattenkuss

## *Buch*

Vor den mörderischen Intrigen ihrer Tante, der Königin von Luft und Finsternis, nach Los Angeles geflohen, deckt die Privatdetektivin Meredith Gentry einen skandalösen Fall in der Drogenszene auf. Dabei entgeht sie zwar mit knapper Not einem gefährlichen Anschlag auf ihr Leben, doch ihre Tarnung ist dahin: Sie wird als die seit Jahren vermisste Sidhe-Prinzessin erkannt. Sidhe, das sind Wesen aus einer jenseitigen Welt, die Seite an Seite mit den Menschen leben. Die Handlanger ihrer mächtigen Tante lassen nicht lange auf sich warten. Doch zu ihrem Erstaunen stellt Meredith fest, dass sie offensichtlich nicht beseitigt werden soll. Vor allem einer der Leibwächter ihrer Tante schenkt ihr eine intensive und eigentlich strengstens verbotene Liebesnacht. Am Hof der Königin erwartet Meredith dann eine zweite Überraschung. Die Königin ernennt sie – neben ihrem düsteren Sohn Cel – zur Kronprinzessin. Allerdings mit einer Bedingung: Nur wenn einer von beiden innerhalb der nächsten drei Jahre für Nachwuchs sorgt, wird er oder sie den Thron besteigen. Dafür stehen Meredith nun die tapfersten Männer des Universums zur Verfügung. Doch gegen Cels Anschläge und zerstörende, magische Rituale kann ihr nur einer helfen...

## *Autorin*

Laurell K. Hamilton, Jahrgang 1963, ist bereits Bestsellerautorin mit ihren berühmten Romanen um die Vampirdetektivin Anita Blake, die regelmäßig die Bestsellerlisten der USA erobern. »Schattenkuss« ist der erste Roman um die Privatdetektivin Meredith Gentry und ihr Leben in einer anderen Welt. Laurell K. Hamilton lebt mit ihrer Familie bei St. Louis.

LAURELL K.  
HAMILTON

---

Schattenkuss

Roman

Aus dem Amerikanischen von  
Marie-Luise Bezenberger

**BLANVALET**

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel  
»A Kiss of Shadows« bei The Ballantine Publishing Group,  
a division of Random House, Inc., New York.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im  
Goldmann Verlag, einem Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Deutsche Erstveröffentlichung April 2002  
Copyright © der Originalausgabe 2000  
by Laurell K. Hamilton  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto:

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 3 5691

MD/UH – Herstellung: Heidrun Nawrot

Made in Germany

ISBN 3-442-35691-1

[www.blanvalet-verlag.de](http://www.blanvalet-verlag.de)

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

Für jeden, der die alten Geschichten am Leben erhält, in kleinen Kammern und in großen Häusern, bei Feuerschein und bei elektrischem Licht; für jeden, der sich den Glauben bewahrt hat, und für alle, die einfach nur gute Geschichten lieben.



# 1

Ich befand mich im 23. Stockwerk, und alles, was ich durch das Fenster sehen konnte, war grauer Smog. Das da draußen wurde zwar die Stadt der Engel genannt, doch wenn es in dieser Stadt wirklich Engel gab, waren sie im Blindflug unterwegs.

Los Angeles ist ein Ort, den die Leute – die mit Flügeln und die ohne – ansteuern, um sich dort zu verstecken. Vor anderen Leuten, vor sich selbst. Ich war hergekommen, um mich zu verstecken, und das war mir auch gelungen. Doch als ich jetzt in die dicke, schmutzige Luft hinausstartete, wollte ich nach Hause. Nach Hause, wo die Luft fast immer blau war und man den Boden nicht bewässern musste, damit Gras darauf wuchs. Zuhause, das war Cahokia in Illinois, doch ich konnte nicht dorthin zurückkehren, denn sie würden mich umbringen, meine Verwandten und ihre Verbündeten. Jedes Mädchen wünscht sich, eine Elfenprinzessin zu sein. Ein solches Leben wird gewaltig überschätzt. Glaubt mir.

Es klopfte an der Bürotür. Sie öffnete sich, noch ehe ich etwas sagen konnte. Mein Boss, Jeremy Grey, stand im Türrahmen. Er war ein kleiner, grauer Mann von einsfünzig, zwei Zentimeter kleiner als ich. Sein dunkler Armani-Anzug, das Hemd und die Seidenkrawatte, alles an ihm war grau. Nur seine Schuhe waren schwarz und spiegelblank. Sogar seine Haut war von einem einförmigen Blassgrau, und das war keine Folge von Alter oder Krankheit. Er war ein Trow im besten Alter, gerade mal etwas über 400 Jahre alt. Um seine Augen und den schmalen Mund herum zeigten sich ein paar Fältchen, die ihn reif aussehen ließen, doch alt

würde er nie werden. Solange dies nicht durch das Blut eines Sterblichen und einen ernst zu nehmenden Zauber verhindert wurde, könnte Jeremy ewig leben. Theoretisch jedenfalls. Wissenschaftler behaupten, dass die Sonne sich in ungefähr fünf Milliarden Jahren ausdehnen und die Erde verschlingen wird. Das werden die Fey nicht überleben. Sie werden sterben. Zählen fünf Milliarden Jahre als Ewigkeit? Ich glaube nicht. Obwohl es dicht genug dran ist, um den Rest von uns neidisch zu machen.

Ich lehnte mich mit dem Rücken gegen das Fenster und den dichten Smog, der davor hing. Der Tag war ebenso grau wie mein Boss, doch dessen Farbe war ein kühles, frisches Grau, wie Wolken kurz vor einem Frühlingsregen. Was da draußen vor dem Fenster lag, fühlte sich schwer und zäh an, wie etwas, das man vielleicht zu schlucken versuchen, aber nie im Leben hinunterbekommen könnte. Es war einer jener Tage, an denen man ersticken konnte, oder vielleicht lag es auch nur an meiner Stimmung.

»Du siehst bedrückt aus, Merry«, stellte Jeremy fest. »Was ist denn?« Er schloss die Tür und vergewisserte sich, dass sie auch wirklich zu war. Er schützte unsere Privatsphäre, sorgte dafür, dass wir ungestört blieben. Vielleicht mir zuliebe, doch irgendwie glaubte ich das nicht. Es war etwas Verkniffenes um seine Augen herum, irgendetwas in der Art und Weise, wie er seine schmalen Schultern in dem Maßanzug hielt, das mir sagte, dass ich heute nicht die Einzige war, die schlechte Laune hatte. Vielleicht lag es am Wetter, oder viel mehr an dem Mangel an Wetter. Ein anständiger Regenguss oder auch nur ein vernünftiger Wind hätte den Smog weggefegt und die Stadt wieder atmen lassen.

»Heimweh«, antwortete ich. »Was ist los, Jeremy?«

Er lächelte ein wenig. »Dir kann man nichts vormachen, nicht wahr, Merry?«

»Nein.«

»Tolles Kostüm.«

Wenn Jeremy mir ein Kompliment über meine Kleidung

machte, musste ich wirklich toll aussehen. Es selbst sah stets aus wie aus dem Ei gepellt, sogar in Jeans und T-Shirt, die er nur trug, wenn er unbedingt verdeckt ermitteln musste. Einmal hatte ich Jeremy bei der Verfolgung eines Verdächtigen in Gucci-Halbschuhen die Meile in drei Minuten sprinten sehen. Natürlich war es dabei hilfreich, dass seine Schnelligkeit und Geschicklichkeit die eines Menschen weit übertraf. Wenn ich davon ausging, dass ich in die Verlegenheit kommen würde, hinter jemandem herrennen zu müssen – was selten vorkam –, zog ich Joggingschuhe an und ließ die Hochhackigen zu Hause.

Jeremy ließ den Blick eines Mannes in seinen Augen aufleuchten, dem gefällt, was er sieht. Es war nichts Persönliches; unter den Fey gilt es als unhöflich, jemanden nicht zu beachten, der sich ganz offensichtlich Mühe gegeben hat zu gefallen. Das käme einer Ohrfeige gleich, würde dem anderen zeigen, dass seine Bemühungen vergebens gewesen waren. Anscheinend hatte ich mich nicht umsonst bemüht. Als ich beim Aufwachen den Smog erblickt hatte, hatte ich mich in leuchtendere Farben gekleidet als sonst, um mich aufzuheitern: Eine blaue, zweireihige Kostümjacke mit Silberknöpfen und ein dazu passender blauer Faltenrock, der so kurz war, dass er nur eine Handbreit unter der Jacke hervorschaute. Das ganze Kostüm war so kurz, dass die oberen Ränder meiner schwarzen halterlosen Strümpfe zu sehen waren, wenn ich die Beine achtlos übereinander schlug. Lackschuhe mit fünf Zentimeter hohen Absätzen brachten meine Beine wunderbar zur Geltung. Wenn man so klein ist wie ich, muss man etwas tun, damit die Beine lang wirken. Meistens trug ich acht Zentimeter hohe Absätze.

Mein Haar zeigte sich im Spiegel in einem tiefen Rot. Mehr Rot als Rotbraun, eine Farbe, die eher zu schwarzen Glanzlichtern neigt als zu den braunen, die man bei den meisten Rothaarigen findet. Es sah aus, als hätte jemand dunkelrote Rubine in mein Haar gesponnen. Blutbraun hieß diese Farbe an den Hohen Königshöfen der Fey. In exklusiven Fri-

seurgeschäften nannte man sie Elfenrot oder Sidhe-Scharlach. Es war meine Naturfarbe. Ehe Elfenrot dieses Jahr in Mode gekommen war und sie es endlich geschafft hatten, Tönungen im richtigen Farbton herzustellen, hatte ich mir die Haare färben müssen. Ich hatte mich für Schwarz entschieden, weil das bei meinem Teint natürlicher aussah als das normale Rot eines Menschen. Viele Menschen, die sich die Haare tönen lassen, glauben irrtümlich, dass Sidhe-Scharlach den natürlichen Farben eines Rothaarigen schmeichelt. Das stimmt nicht. Es ist das einzige Rot, das ich kenne, welches zu blasser, wirklich weißer Haut passt. Jene Sorte rotes Haar, die zu Leuten passt, die gut Schwarz, klares Rot und leuchtendes Blau tragen können.

Das Einzige, was ich noch verstecken musste, waren das funkelnde Grün-Gold meiner Augen und das Strahlen meiner Haut. Für die Augen benutzte ich braun getönte Kontaktlinsen. Meine Haut – die musste ich mit einem Blendzauber abdämpfen. Eine leichte Dauerkonzentration, wie Musik, die in meinem Hinterkopf ertönte, damit ich mich niemals vergaß und plötzlich zu leuchten begann. Menschen leuchten nicht wirklich, egal, wie brilliant und strahlend sie sind. Leuchten war nicht erlaubt, deshalb auch die Kontaktlinsen, die meine Augen verbargen. Außerdem wob ich einen Zauber um mich herum, eine Illusion, die mich einhüllte wie ein seit langem vertrauter Mantel, dass ich nichts weiter sei als ein Mensch mit ein wenig minderem Feyblut, jemand, der ein paar hellseherische und mystische Fähigkeiten hatte und deshalb eine ausgezeichnete Detektivin abgab, ansonsten jedoch nichts Besonderes.

Jeremy wusste nicht, was ich war. Niemand in der Detektei wusste es. Ich war eins der schwächsten Mitglieder des Hofes, doch ein Sidhe zu sein, bedeutet auch am schwächeren Ende der Skala noch eine ganze Menge. Es bedeutete, dass es mir gelungen war, mein wahres Selbst, meine wahren Kräfte vor einer Hand voll der besten Magier der ganzen Stadt zu verbergen. Vielleicht sogar des ganzen Landes.

Keine Kleinigkeit, doch die Sorte Blendzauber, die ich am besten beherrschte, würde kein Messer davon abhalten, meinen Rücken zu durchbohren, keinen Zauberbann daran hindern, mein Herz zu zermalmen. Dafür brauchte ich Fähigkeiten, die ich nicht besaß, was einer der Gründe war, warum ich untergetaucht war. Ich konnte nicht gegen die Sidhe kämpfen, nicht, wenn ich am Leben bleiben wollte. Das Beste, was ich tun konnte, war, mich zu verstecken. Ich vertraute Jeremy und den anderen, sie waren meine Freunde. Was mir Sorgen machte, war, was die Sidhe ihnen antun könnten, wenn man mich entdeckte und meine Verwandten herausfänden, dass meine Freunde über mich Bescheid gewusst hatten. Wenn sie wirklich keine Ahnung hatten, würden die Sidhe sie in Ruhe lassen und nur mir wehtun. Ahnungslosigkeit war in diesem Fall ein Segen. Obgleich ich glaubte, dass einige meiner besten Freunde es als eine Art Verrat betrachten würden. Doch wenn ich mir aussuchen konnte, sie lieber lebendig, mit intakten Gliedmaßen und anderen Körperteilen, dafür aber wütend auf mich zu sehen, oder zu Tode gefoltert und nicht wütend auf mich, dann war mir wütend doch lieber. Mit ihrem Zorn könnte ich leben. Ich war mir nicht sicher, ob ich mit ihrem Tod würde leben können.

Ich weiß, ich weiß. Warum ging ich nicht einfach zum Amt für Beziehungen zwischen Menschen und Fey und beantragte Asyl? Meine Verwandten würden mich wahrscheinlich töten, wenn sie mich fanden, wenn ich mich jedoch offenbarte und in den Medien öffentlich unsere schmutzige Wäsche wusch, würden sie mich mit absoluter Sicherheit umbringen. Allerdings langsamer. Also – keine Polizei, keine Flucht in die Botschaft, nur das ultimative Versteckspiel.

Ich lächelte Jeremy an und gab ihm, was er sich wünschte: jenen Blick, der ihn wissen ließ, dass ich seinen sehnigen Körper unter dem perfekt geschnittenen Anzug durchaus zu würdigen wusste. Für einen Menschen hätte es so ausgesehen, als flirteten wir miteinander, für die Fey dagegen – für

jeden Fey – kam es einem Flirt nicht einmal nahe. »Danke, Jeremy, aber du bist doch nicht hier, um mir Komplimente wegen meiner Garderobe zu machen.«

Er trat weiter ins Zimmer hinein und fuhr mit seinen sorgfältig manikürten Fingern über die Kante meines Schreibtischs. »Ich habe zwei Frauen in meinem Büro sitzen«, sagte er. »Sie möchten, dass wir ihren Fall übernehmen.«

»Möchten?«, fragte ich.

Er drehte sich um, lehnte sich an den Schreibtisch und verschränkte die Arme vor der Brust. Absichtlich oder unbewusst imitierte er dabei meine eigene Körperhaltung, obwohl ich nicht wusste, warum. »Eigentlich machen wir keine Scheidungssachen.«

Ich riss die Augen weit auf und stieß mich vom Fenster ab. »Regel Nummer eins, Jeremy: Die Grey-Detektei übernimmt niemals, *niemals* Scheidungsfälle.«

»Ich weiß, ich weiß«, erwiderte er. Er löste sich vom Schreibtisch, trat neben mich und starrte in den Nebel hinaus. Er sah auch nicht glücklicher aus, als ich mich fühlte.

»Wieso brichst du deine eigenen Regeln, Jeremy?«

Ohne mich anzusehen schüttelte er den Kopf. »Komm und schau sie dir an, Merry. Ich vertraue deinem Urteil. Wenn du sagst, wir sollen uns da raushalten, dann werden wir das tun. Aber ich glaube, es wird dir genauso gehen wie mir.«

Ich berührte seine Schulter. »Und wie geht's dir, Boss? Abgesehen davon, dass du dir Sorgen machst?« Ich ließ meine Hand an seinem Arm hinabgleiten, was ihn dazu brachte, mich anzublicken.

Seine Augen waren vor Zorn dunkel wie Graphit. »Komm und sieh sie dir an, Merry. Wenn du danach genauso wütend bist wie ich, machen wir dieses Schwein fertig.«

Ich packte seinen Arm. »Jeremy, reg dich ab. Es ist doch nur eine Scheidungssache.«

»Und wenn ich dir sage, dass es hier um einen Mordversuch geht?« Seine Stimme war ruhig und sachlich, sie passte

nicht zu der Intensität seines Blicks, zu der vibrierenden Spannung in seinem Arm.

Ich trat einen Schritt zurück. »Mordversuch? Wovon redest du eigentlich?«

»Von dem übelsten Todesbann, der je in mein Büro marschiert ist.«

»Der Ehemann versucht, sie umzubringen?« Ich machte eine Frage daraus.

»Irgendjemand versucht es jedenfalls, und die Frau sagt, es ist ihr Mann. Die Geliebte ist derselben Meinung.«

Ich blinzelte. »Willst du damit sagen, die Ehefrau und die Geliebte sitzen beide in deinem Büro?«

Er nickte und musste aller Empörung zum Trotz lächeln.

Ich erwiderte das Lächeln. »Na, das ist ja ganz was Neues.«

Er nahm meine Hand. »Es wäre vielleicht sogar dann was Neues, wenn wir öfter Scheidungssachen machen würden.« Sein Daumen glitt hin und her über meine Knöchel. Er war nervös, sonst hätte er mich nicht so häufig berührt. Ein Versuch, sich Sicherheit zu verschaffen, wie an einen Hand-schmeichler. Er hob meine Hand an die Lippen und drückte einen raschen Kuss auf die Knöchel. Ich glaube, er bemerkte, was er da tat, merkte, dass seine Nerven blank lagen. Mit einem strahlend weißen Lächeln – die besten Jacketkronen, die für Geld zu bekommen waren – wandte er sich zur Tür.

»Beantworte mir zuerst eine Frage, Jeremy.«

Er zog seinen Anzug zurecht, ordnete seine Garderobe mit winzigen Bewegungen, als ob es notwendig gewesen wäre.

»Nur zu.«

»Warum hast du Angst vor dieser Geschichte?«

Das Lächeln verblasste, bis sein Gesicht ganz ernst war. »Ich habe ein ungutes Gefühl dabei, Merry. Weissagungen gehören nicht zu meinen Stärken, aber an dieser Sache ist was faul.«

»Dann nimm sie nicht an. Wir sind nicht die Polizei. Wir machen das für einen hübschen fetten Scheck, nicht weil

wir geschworen haben, dem Gesetz Geltung zu verschaffen, Jeremy.«

»Wenn du wirklich noch genauso denkst, nachdem du die beiden kennen gelernt hast, dann lehnen wir den Auftrag ab.«

»Wieso ist meine Entscheidung plötzlich ein präsidiales Veto? An der Tür steht Grey, nicht Gentry.«

»Weil Teresa so mitfühlend ist, dass sie niemanden ablehnen würde. Roane ist viel zu weichherzig, um zu einer in Tränen aufgelösten Frau Nein zu sagen.« Er rückte seine taubengraue Krawatte gerade, seine Finger glitten über die Krawattennadel mit dem Diamanten. »Die anderen sind gut, wenn es um die Basisarbeit geht, aber sie sind keine Entscheidungsträger. Bleibst also nur du.«

Ich hielt seinem Blick stand, versuchte, hinter den Zorn und die Besorgnis zu sehen, zu erkennen, was wirklich in seinem Kopf vorging. »Du bist weder extrem mitfühlend noch weichherzig und kannst sehr gut alleine Entscheidungen treffen. Warum nicht diese?«

»Weil die beiden niemand anderen haben, an den sie sich wenden können, wenn wir sie ablehnen. Wenn sie dieses Gebäude verlassen, ohne dass wir ihnen helfen, sind sie tot.«

Ich starrte ihn an und begriff endlich. »Du weißt, dass wir die Finger davon lassen sollten, aber du bringst es nicht über dich, ein Urteil über sie zu fällen. Du bringst es nicht übers Herz, sie zum Tode zu verurteilen.«

Er nickte. »Ja.«

»Warum glaubst du, dass ich es kann, wenn du es nicht schaffst?«

»Ich hoffe, dass einer von uns klar genug im Kopf ist, um nicht so blöd zu sein.«

»Ich werde nicht zulassen, dass ihr alle wegen ein paar Leuten getötet werdet, die wir gar nicht kennen, Jeremy, also stell dich darauf ein, diese Sache abzuschmettern.« Selbst in meinen eigenen Ohren klang meine Stimme hart und kalt.

Er lächelte erneut. »Mein kleines, kaltherziges Luder.«

Ich schüttelte den Kopf und schritt auf die Tür zu. »Das ist einer der Gründe, warum du mich liebst, Jeremy. Du kannst darauf zählen, dass ich keine kalten Füße kriege.«

Ich trat in den Flur hinaus, der unsere Büros voneinander trennte, überzeugt, dass ich diese beiden Frauen fortschicken würde. Dass ich der Wall sein würde, der uns alle vor Jeremys guten Absichten schützen würde. Die Göttin weiß, ich habe mich schon früher geirrt. Aber selten so sehr, wie ich mich dieses Mal irren sollte.

## 2

Aus irgendeinem Grunde hatte ich geglaubt, mit einem Blick erkennen zu können, welche der beiden Frauen die Geliebte und welche die Ehefrau war. Doch auf den ersten Blick waren die beiden lediglich zwei attraktive, leger gekleidete Frauen, wie zwei Freundinnen, die zusammen zum Einkaufen und zum Lunch unterwegs waren. Eine der Frauen war klein, obwohl sie Jeremy und mich um ein paar Zentimeter überragte. Ihr blondes Haar war knapp schulterlang, mit lockeren, natürlichen Wellen, denen man ansah, dass sie heute Morgen nichts Besonderes damit angestellt hatte. Sie war auf eine ›Mädchen von nebenan‹-Art hübsch, mit außergewöhnlichen blauen Augen, die den größten Teil ihres Gesichts einzunehmen schienen. Ihre Augenbrauen wölbten sich dicht und schwarz darüber und bildeten einen interessanten Kontrast zu den dicken schwarzen Wimpern, die diese Augen auf höchst dramatische Weise umrahmten – obgleich ich mich angesichts der dunklen Brauen insgeheim fragte, ob das Blond ihres Haares wohl echt war. Sie war ungeschminkt und schaffte es trotzdem, auf ätherische, natürliche Weise hübsch auszusehen. Mit etwas Make-up und ein bisschen Aufwand wäre sie umwerfend gewesen. Doch bei genauerer Betrachtung wäre dazu mehr nötig gewesen als Rouge, Wimperntusche und besser sitzende Kleider.

Mit hochgezogenen Schultern kauerte sie im Besuchersessel, als erwarte sie jeden Moment einen niederschmetternden Schlag. Ihre wunderschönen Augen blinzelten mich an wie die eines Rehs, das gebannt im Scheinwerferlicht steht; als wäre sie machtlos, das aufzuhalten, was hier geschah, als sei das, was hier geschah, etwas Fürchterliches.

Die andere Frau war groß, einsfünfundsiebzig oder mehr, schlank, mit langem, hellbraunem Haar, das glatt und glänzend bis zur Taille herabfiel. Auf den ersten Blick schien sie ungefähr Anfang 20 zu sein. Dann begegnete mein Blick dem ihren, und in den braunen Tiefen ihrer Augen lag eine Intensität, die mich im Geiste zehn Jahre hinzufügen ließ. Diesen Ausdruck findet man nicht oft bei Leuten unter 30. Ihr Gesichtsausdruck war selbstbewusster als der der Blondes, doch ihre Augen hatten etwas Unsicheres, ihre Schultern waren verspannt, als schmerze irgendetwas tief in ihrem Inneren. Außerdem war sie eigentümlich zart gebaut, als seien das, was sich da unter ihrer Haut abzeichnete, keine gewöhnlichen Knochen, sondern etwas Erleseneres. Es gibt nur eine Erklärung dafür, dass ein hoch gewachsener Mensch von eindrucksvollem Äußeren diese Zartheit des Knochenbaus aufweist: Sie hatte Sidhe-Vorfahren. Oh, es war schon ein paar Generationen her, nichts derart Intimes wie meine Verbindungen zum Königshof. Doch irgendwann einmal hatte sich eine ihrer Ur-ur-und-so-weiter-Großmütter mit etwas eingelassen, was nicht menschlich gewesen war, und war bei dieser Gelegenheit schwanger geworden. Jede Art von Feyblut hinterlässt Spuren in einer Familie, Sidheblut jedoch bleibt anscheinend für immer in den Genen haften, als sei es unmöglich, es wieder aus einem Stammbaum herauszuzüchten, wenn es einmal drin ist.

Ich hätte gewettet, dass die Blonde die Ehefrau und die Brünnette die Geliebte war. Die Blonde schien gründlicher besiegt zu sein als die andere, was bei gewalttätigen Ehemännern meistens der Fall ist. Solche Typen behandeln vielleicht alle Frauen in ihrem Leben wie den letzten Dreck, das

Schlimmste jedoch heben sie sich meist für ihre Familie auf. Mein Großvater hatte es auch immer so gemacht.

Lächelnd betrat ich das Zimmer und streckte die Hand zum Gruß aus, als wären sie Klienten wie alle anderen. Jeremy stellte uns einander vor. Die kleine Blonde war die Ehefrau, Frances Norton; die große Dunkle war die Geliebte, Naomi Phelps.

Naomis Händedruck war fest, ihre Hand fühlte sich kühl an und ich spürte, wie sich jene außergewöhnlichen Knochen unter der Haut bewegten. Ich hielt ihre Hand einen Augenblick zu lange fest und genoss ihre Berührung. Seit drei Jahren war ich niemandem mehr begegnet, der auch nur annähernd so sehr Sidhe gewesen war. Auch die Berührung eines anderen Fey ist einfach nicht dasselbe. Irgendetwas an der königlichen Blutlinie ist wie eine Droge. Wenn man das einmal erlebt hat, vermisst man es.

Sie sah mich verwirrt an; und es war eine sehr menschliche Verwirrung. Ich ließ ihre Hand los und versuchte, so zu tun, als sei ich ein Mensch. An manchen Tagen konnte ich das besser als heute. An anderen gelang es mir noch schlechter. Ich hätte versuchen können, sie mit meinen seherischen Fähigkeiten zu überprüfen, um herauszufinden, ob sie außer ihrem Knochenbau noch mehr zu bieten hatte, doch es war unhöflich, die magischen Gaben eines anderen gleich bei der ersten Begegnung erkennen zu wollen. Unter den Sidhe gilt das als offene Herausforderung, als Kränkung: Man bringt damit zum Ausdruck, dass man es dem anderen nicht zutraut, sich gegen den simpelsten, beiläufigsten Zauber seines Gegenübers abzuschirmen. Naomi hätte es wahrscheinlich nicht als Beleidigung aufgefasst, doch ihre Unwissenheit war kein Grund für mich, unhöflich zu sein.

Frances Norton streckte mir die Hand hin, als fürchte sie sich vor jeder Berührung: den Arm leicht abgewinkelt, so dass sie die Hand sofort zurückziehen konnte, sobald ich sie wieder losließe. Ich hätte sie genauso höflich behandelt wie die andere Frau, doch als meine Finger dicht über ihrer Haut

schwebten, spürte ich den Bann. Jenes kleine Energiefeld, das jeden von uns umgibt, ihre Aura, stemmte sich gegen meine Haut, als wollte es mich daran hindern, sie zu berühren. Irgendjemandes Magie hatte ihren Körper so sehr durchdrungen, dass sie ihre Aura gefüllt hatte wie schmutziges Wasser ein sauberes Glas. In gewisser Weise war diese Frau nicht mehr sie selbst. Sie war nicht besessen, doch das hier war nicht weit davon entfernt. Auf jeden Fall war hier gegen eine ganze Reihe menschlicher Gesetze verstoßen worden, die alle in den Bereich des Strafrechts gehörten.

Ich drängte meine Hand mit Gewalt durch diese aufgewühlte Energie und ergriff die ihre. Der Bann versuchte, meine Haut zu durchdringen und meinen Arm hinaufzuwandern. Mit bloßem Auge war nichts zu erkennen, doch genauso, wie man manche Dinge im Traum sehen kann, nahm ich eine schwache Dunkelheit wahr, die sich anschickte, meinen Arm hinaufzukriechen. Direkt unterhalb des Ellenbogens gebot ich ihr Einhalt und musste mich sehr darauf konzentrieren, sie wieder abzustreifen wie einen Handschuh. Der Bann hatte meine Schutzschilde durchbrochen, als wären sie gar nicht da gewesen. Es gibt nicht viele Dinge, die das können. Und keins davon ist menschlichen Ursprungs.

Sie starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an. »Was ... was tun Sie denn da?«

»Ich tue gar nichts, Mrs. Norton.« Meine Stimme klang ein wenig abwesend, weil ich meine gesamte Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatte, den Bann von mir zu lösen. Nichts davon sollte an mir haften bleiben, wenn ich sie wieder losließ.

Sie versuchte ihre Hand wegzuziehen, aber ich ließ es nicht zu. Sie begann, sich schwach und verzweifelt gegen meinen Griff zu wehren.

»Lassen Sie Frances sofort los!«, herrschte mich die andere Frau an.

Ich war fast frei, beinahe soweit, dass ich loslassen konnte, als die andere Frau mich an der Schulter packte.

Meine Nackenhaare stellten sich auf und ich konnte mich nicht mehr auf meine Hand konzentrieren, denn jetzt spürte ich Naomi Phelps. Der Bann strömte über meine Hand und hatte schon fast meine Schulter erreicht, als es mir endlich gelang, ihn aufzuhalten. Doch das war alles, was ich tun konnte. Ich konnte ihn nicht zurückdrängen, weil meine Aufmerksamkeit nun zu sehr von der anderen Frau in Anspruch genommen wurde.

Man fasst jemanden, der gerade einen Zauber wirkt oder übernatürliche Dinge tut, niemals an, wenn man nicht will, dass etwas passiert. Dass sie es doch getan hatte, zeigte mir deutlicher als alles andere, dass keine dieser beiden Frauen Erfahrung mit Magie oder übernatürlichen Kräften hatte. Niemand, der je auch nur die geringste Anleitung in solchen Dingen erfahren hatte, hätte das getan. Ich spürte die Rückstände irgendeines Rituals an Naomis Körper. Etwas Selbstsüchtiges. Ungebeten schoss mir das Wort ›Völlerei‹ durch den Kopf. Irgendetwas hatte sich an ihrer Energie gütlich getan und dabei Narben zurückgelassen.

Sie zuckte zurück und presste die Hand gegen ihre Brust. Sie hatte meine Energie gespürt, also hatte sie magisches Talent. Das war keine große Überraschung. Was überraschte, war, dass sie derart ungeübt war, vielleicht sogar völlig ungeschult. Heutzutage werden die Kinder schon im Kindergarten auf magische und übernatürliche Fähigkeiten und Begabungen getestet, in den Sechzigerjahren war das jedoch noch etwas völlig Neues gewesen. Naomi war nicht entdeckt worden; jetzt war sie über 30 und hatte sich ihre Fähigkeiten noch immer nicht eingestanden. Die meisten unausgebildeten Magier und Seher sind mit 30 entweder verrückt, kriminell oder haben sich bereits umgebracht. Sie musste sehr stark sein, um sich so gut gehalten zu haben, wie es den Anschein hatte. Doch diese sehr starke Frau sah mich mit Tränen in den Augen an. »Wir sind nicht hier, um uns mies behandeln zu lassen.«

Jeremy trat zu uns, wobei er sorgfältig darauf achtete,

keine von uns zu berühren. Er wusste Bescheid. »Niemand behandelt Sie schlecht, Miss Phelps. Der Bann, mit dem Mrs. Norton belegt ist, hat versucht, auf meine Kollegin... überzuspringen. Sie hat sich lediglich bemüht, ihn abzuschütteln, als Sie sie angefasst haben. Sie sollten niemals jemanden berühren, der gerade mit Magie umgeht, Miss Phelps. Das kann unabsehbare Folgen haben.«

Die Frau schaute erst ihn und dann mich an. In ihrem Gesicht war deutlich zu lesen, dass sie uns nicht glaubte. »Komm, Frances. Hauen wir ab.«

»Ich kann nicht«, antwortete Frances mit leiser, gebrochener Stimme. Sie starrte mich an. In ihren Augen lag Furcht und diese Furcht galt mir.

Sie fühlte die Energie, die sich um unsere Hände geschlungen hatte und uns aneinander fesselte, aber sie dachte, ich sei ihre Quelle. »Ich schwöre Ihnen, Mrs. Norton, das hier ist nicht mein Werk. Was für eine Art Magie auch immer gegen Sie eingesetzt worden ist, der Bann findet offensichtlich Gefallen an mir. Ich muss ihn abstreifen und auf Sie zurückfließen lassen.«

»Ich will das loswerden«, sagte sie mit hoher Stimme, in der erste Anzeichen von Hysterie mitschwangen.

»Wenn ich den Bann nicht abstreifen kann, wird mir derjenige, der Ihnen das angetan hat, nachspüren können. Er wird mich finden und erfahren, dass ich in einer Detektei arbeite, die auf übernatürliche Probleme und magische Lösungen spezialisiert ist.« Das war unser Slogan. »Ich glaube nicht, dass Sie das wollen, Mrs. Norton.«

Ein leises Zittern machte sich in ihrer Hand bemerkbar und breitete sich über ihre Arme auf, bis sie schlotternd stand, als wäre ihr kalt. Vielleicht fror sie wirklich, doch dies war eine Art Kälte, gegen die kein dicker Pullover helfen konnte. Keine noch so große äußere Wärme konnte diese innere Kälte vertreiben. Man würde sie von innen wärmen müssen, aus dem beschädigten Kern ihrer Seele heraus bis in die Fingerspitzen hinein. Irgendjemand musste Macht in sie

hineinströmen lassen, sie mit Magie füllen, immer nur ein wenig auf einmal, so wie man einen Jahrhunderte alten Leichnam auftaut, der im Gletschereis entdeckt wurde. Taut man ihn zu rasch auf, richtet man mehr Schaden an, als wenn man ihn einfach dort gelassen hätte, wo er war. Eine derart diffizile Anwendung magischer Kräfte überstieg meine Fähigkeiten. Alles, was ich hätte tun können, war, ihr ein wenig Ruhe zu vermitteln, ihr ein wenig von ihrer Angst zu nehmen – doch derjenige, der sie mit dem Bann belegt hatte, würde auch das bemerken. Er würde mich nicht ausfindig machen können, doch er würde wissen, dass sie bei einem Magier gewesen war, bei jemandem, der versucht hatte, ihr auf übernatürliche Weise zu helfen. Es war nur ein unbestimmtes Gefühl, doch wer auch immer den Bann gewirkt hatte, wäre gar nicht begeistert davon. Vielleicht tat er etwas Unbedachtes und beschleunigte den magischen Prozess.

Ich spürte die gierige Energie des Banns, die versuchte, meine Schutzschilde zu durchbrechen und auch von mir zu zehren. Es war wie eine Art magischer Krebs, dabei jedoch ebenso ansteckend wie eine Grippe. Wie viele Menschen hatte sie schon angesteckt? Wie viele Leute liefen mit diesem Bann herum, der ihnen nach und nach die Lebensenergie entzog? Menschen, die nur schwache übernatürliche Fähigkeiten hatten, würden vielleicht merken, dass irgendetwas passiert war, doch sie wüssten nicht, was. Sie würden Frances Norton meiden, weil sie ihnen etwas angetan hatte, doch vielleicht dauerte es Wochen oder gar Monate, bis sie darauf kamen, dass die Müdigkeit, das vage Gefühl der Hoffnungslosigkeit und die Depressionen von einem Zauberbann verursacht wurden.

Ich wollte ihr gerade erklären, was ich vorhatte, doch nach einem Blick in ihre schreckgeweiteten Augen, überlegte ich es mir anders. Sie würde sich nur noch mehr verkrampfen und noch mehr Angst haben. Das Beste war, das Ganze möglichst unsichtbar ablaufen zu lassen. Ich würde dafür sorgen, dass sie nicht fühlte, wie der Bann wieder in sie hineinglitt, mehr konnte ich nicht tun.

Schon innerhalb der wenigen Augenblicke, in denen er meine Haut berührt hatte, war der Bann wirklicher geworden, dicker und schwärzer. Ich begann ihn von meinem Arm herunterzuschälen. Er klebte wie Teer auf meiner Haut, und es bedurfte großer Konzentration, ihn zurückzudrängen und dabei wie dicke Leinwand aufzurollen. Jeder Zentimeter meiner Haut, den ich so befreite, fühlte sich leichter und sauberer an. Ich konnte mir nicht vorstellen, völlig von diesem Ding eingehüllt zu sein. Das musste so sein, als bekäme man immer ein bisschen zu wenig Sauerstoff. Als wäre man in einen dunklen Raum gesperrt, in den niemals Licht drang.

Ich hatte meinen Arm und meine Hand befreit und begann langsam, meine Finger von ihrer Hand zu lösen. Sie blieb vollkommen reglos, wie ein Kaninchen, das sich im Gras versteckt und verzweifelt hofft, dass der Fuchs vorbeilaufen wird, wenn es nur still genug sitzen bleibt. Was Frances Norton meiner Ansicht nach nicht begriffen hatte, war, dass sie bereits im Rachen des Fuchses steckte, während ihre Beine noch zwischen seinen Zähnen hervorlugten.

Als ich die Finger schließlich wegzog, blieb der Bann einen Moment lang daran hängen, dann löste er sich und schloss sich mit einem fast hörbaren Geräusch wieder um sie. Ich wischte mir die Hand an der Jacke ab. Zwar war ich den Bann los, doch ich verspürte das dringende Bedürfnis, mir die Hände zu waschen, mit möglichst heißem Wasser und sehr viel Seife. Gewöhnliches Wasser und Seife wären hier wohl nutzlos, aber Salz oder Weihwasser würden vielleicht helfen.

Frances sank in den Sessel und vergrub das Gesicht in den Händen. Ihre Schultern bebten. Zuerst dachte ich, dass sie weinte, ohne einen Laut von sich zu geben. Doch als Naomi sie umarmte, hob sie den Kopf, und auf ihrem Gesicht waren keine Tränen zu sehen. Frances zitterte einfach nur, als könne sie nicht mehr weinen, nicht weil sie nicht wollte, sondern weil in ihr keine Tränen mehr waren. Sie saß da, während die Geliebte ihres Mannes sie in ihren Armen wiegte